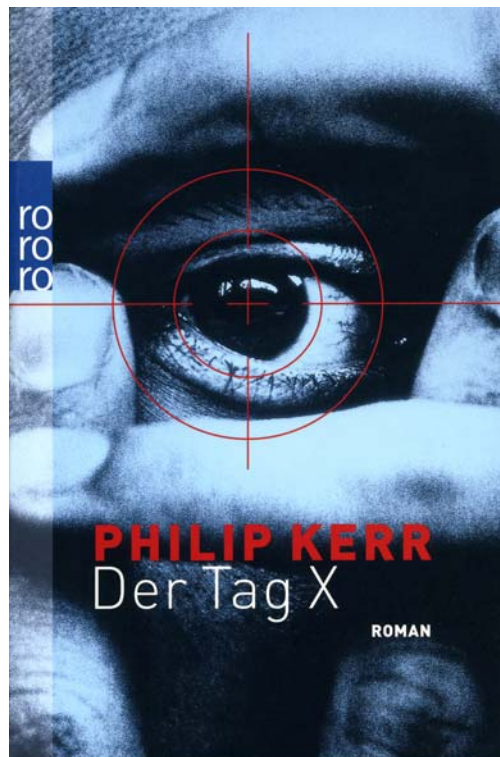


Leseprobe aus:

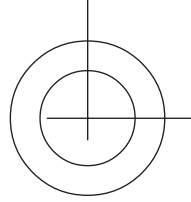
Philip Kerr
Der Tag X

(Seite 11-20)



1

Im Reich der weißen Cäsaren



Helmut Gregor fürchtete den Klang seines richtigen Namens, wie andere den Namen ihres schlimmsten Feindes fürchten. Doch dank der großzügigen Hilfe seiner Familie und des immer noch florierenden Landguts in Günzberg, Bayern, führte er ein recht komfortables Leben in Buenos Aires.

Diese alte, aber attraktive Kapitale – völlig zu Recht «Stadt der guten Lüfte» genannt – besitzt viele prächtige Boulevards und ein exzellentes Opernhaus, und an diesem kühlen Julinachmittag im Jahr 1960 konnte sich der deutsche Arzt durchaus in seinem geliebten Wien wähen, vor dem Krieg – ehe ihn die Kapitulation Deutschlands in dieses Dauerexil getrieben hatte. Fast zehn Jahre residierte er schon in einem ruhigen Landhaus in dem vorwiegend von Engländern bewohnten Vorort Temperley. Jedenfalls hatte er bis vor kurzem dort residiert. Nach dem, was Adolf Eichmann erteilt hatte, hielt Helmut Gregor es für sicherer, in die Innenstadt zu ziehen. Und bis er eine angemessene Wohnung im *microcentro* finden würde, wohnte er erst mal im noblen, modernen City Hotel.

Andere alte Kameraden waren, auf den Schock dieser tollkühnen Entführung hin – Eichmann war von israelischen Geheimdienstleuten aus seinem Haus in San Fernando gekidnappt und nach Jerusalem verschleppt worden –, über den Rio de la Plata nach Uruguay geflüchtet und in Montevideo untergetaucht. Der kaltblütigere Helmut Gregor hin-

gegen hatte sich, angesichts der weltweiten Verurteilung dieser israelischen Völkerrechtsverletzung und der eventuell bevorstehenden Zwangsschließung der israelischen Botschaft in Buenos Aires – ganz abgesehen von der höchst befriedigenden Welle antisemitischer Ausschreitungen, zu der es infolge der illegalen israelischen Aktion in der Hauptstadt gekommen war – an den Fingern ausgerechnet, dass Buenos Aires jetzt die sicherste Stadt in ganz Südamerika war. Für ihn und seinesgleichen zumindest.

Es schien sehr unwahrscheinlich, dass Helmut Gregor das Gleiche passieren könnte wie Eichmann. Zumal ihm inzwischen Gesinnungsfreunde innerhalb der ultrarechten argentinischen Regierung Polizeischutz rund um die Uhr verschafft hatten. In Gregors Augen hatte es Eichmann – mit seinem Domizil mitten im Nichts und ohne die finanziellen Möglichkeiten, sich einen gewissen Schutz zu erkaufen – seinen israelischen Feinden leicht gemacht. Dennoch, das musste er zugeben, hatten die Juden die Operation mit einigem Geschick durchgeführt. Aber er glaubte nicht, dass sie die Absicht oder die Mittel hatten, ihn aus dem größten Hotel von Buenos Aires zu entführen.

Nicht, dass er den ganzen Tag auf seinem Zimmer gehockt hätte. Ganz und gar nicht. Wie Wien ist auch Buenos Aires eine Stadt zum Flanieren, und genau wie die österreichische Hauptstadt zeichnet es sich durch eine ganze Reihe hervorragender Kaffeehäuser aus. Also machte der deutsche Arzt jeden Nachmittag gegen drei Uhr, in Begleitung des melancholisch dunklen Polizisten, der sein Nachmittagsleibwächter war – und den Gregor, wären da nicht die durchdringend blauen Augen gewesen, eher als Zigeuner- denn als Spaniertypus bezeichnet hätte –, einen flotten Spaziergang zur Confiteria Ideal.

Mit ihrem kunstvollen Messingdekor, ihren Marmorsäu-

len und, spätnachmittags, einem Hammondorgelspieler, der ein Walzer- und Tangopotpourri zum Besten gab, schien die Confiteria Ideal, gleich bei der Avenida Corrientes, die bestmögliche Annäherung an die alte österreichische Gemütlichkeit. Wenn er seinen üblichen *cortado doble* getrunken und ein Stück köstlichen Schokoladenkuchen gegessen hatte und die kalten, dunklen Augen schloss, die seine Hände eine ganze *malabología* an Gräueln hatten verüben sehen, dann konnte der Doktor sich durchaus im Café Central in der Herren-gasse wähnen, in Erwartung eines Abends in der Staatsoper oder im Burgtheater. Jedenfalls so lange, bis es Zeit zum Aufbruch war.

Als er und sein Leibwächter um die übliche Zeit, sprich Viertel vor fünf, ihre Mäntel nahmen und das Café Ideal verließen, wäre Helmut Gregor nie auf die Idee gekommen, dass er in irgendeiner Weise schlimmer dran sein könnte als Adolf Eichmann. Und doch war es so. Es sollte noch dreiundzwanzig Monate dauern, bis Eichmann im Ramleh-Gefängnis vor seinen Henker treten würde. Für den Doktor hingegen war die Stunde des Gerichts bereits da. Noch während er das Ideal verließ, ging ein Kellner, der – wie so viele Menschen in Buenos Aires – Jude war und das generöse Trinkgeld des Doktors ignoriert hatte, ans Telefon und rief im Hotel Continental an.

«Sylvia? Ich bin's. Moloch ist unterwegs.»

Sylvia legte den Hörer des Zimmerapparats auf und nickte dem langen Amerikaner zu, der auf dem breiten Bett lag. Er warf den neuen Ian Fleming, in dem er gerade gelesen hatte, beiseite, drückte seine Zigarette aus, kletterte auf den mächtigen Mahagoni-Kleiderschrank und legte sich bäuchlings darauf. Sylvia fand dieses Verhalten keineswegs exzentrisch. Sie bewunderte ihn vielmehr wegen der effizienten, profes-

sionellen Art, wie er seine Aufgabe anging. Bewunderte und fürchtete ihn zugleich.

Das Continental an der Avenida Roque Saenz Pena war ein Gebäude im klassisch-italienischen Stil, aber den Amerikaner erinnerte es vor allem an das Flatiron Building in New York. Der Raum war ein Eckzimmer im fünften Stock, und durch das offene, hohe Fenster überblickte er die Straße bis zur Ecke Suipacha in hundertfünfzig Meter Entfernung. Der Schrank knarrte ein bisschen, als er sich zur Winchester vorbeugte, die bereits sorgfältig zwischen ein paar Kissen positioniert war. Er hatte es noch nie leiden können, einfach einen Gewehrlauf aus einem offenen Fenster zu stecken, bevorzugte vielmehr die relative Anonymität einer improvisierten Scharfschützenstellung innerhalb der jeweiligen Räumlichkeit. Der um etwa zwei Meter von der Wand abgerückte Schrank lieferte ihm das perfekte urbane Schützenversteck, machte ihn von der Straße und dem gegenüber liegenden Bürogebäude aus praktisch unsichtbar. Das einzige Problem war jetzt noch der ungedämpfte Knall des Gewehrs, Kaliber .30, sobald er abdrückte.

Doch auch das war hoffentlich gelöst: Sylvia gestikulierte bereits zu einem auf der anderen Straßenseite parkenden Wagen hinüber. Der schwarze DeSoto, ein in Buenos Aires sehr beliebter Wagentyp, war alt und ramponiert und neigte zu Fehlzündungen, und nur wenige Sekunden später ertönte tatsächlich ein Knall, so laut wie jeder Büchschenschuss, und die Möwen und Tauben auf der Fensterbank stoben auseinander wie eine Hand voll Riesenkonfetti.

Keine besonders raffinierte List, dachte der Amerikaner, aber besser als nichts. Und außerdem war Buenos Aires nicht wie seine Heimatstadt Miami, wo die Einheimischen nicht recht an das Knallen von Feuerwerkskörpern oder Schusswaffen gewöhnt waren. Hier gab es so viele Feiertage, die alle

lautstark mit Krachern und Startschusspistolen gefeiert wurden, ganz abgesehen von dieser komischen Revolution. Es war erst fünf Jahre her, dass die argentinische Luftwaffe im Zuge des Militärputsches gegen Perón den wichtigsten Platz der Stadt beschossen hatte. Laute Knallereien und Explosionen waren in Buenos Aires Teil des Lebens. Und manchmal auch des Sterbens.

Sylvia nahm einen Feldstecher und lehnte sich, direkt unterhalb des Gewehrlaufs, an den Kleiderschrank. Das Fernglas, das stärker war als das 8×-Unertl-Zielfernrohr auf der Winchester des Amerikaners, sollte sicherstellen, dass unter all den Passanten auf diesem Stück Roque Saenz Pena die Zielperson korrekt ausgemacht wurde und die Trefferwirkung überprüfbar war.

Sylvia sah gerade auf ihre Armbanduhr, als der DeSoto draußen auf der Straße eine weitere Fehlzündung produzierte. Trotz der Watte in Sylvias Ohren, die verhindern sollte, dass sie einen Gehörschaden erlitt, wenn der Amerikaner abdrückte, klang der Knall, dank des Halleffekts der hohen Gebäude an der Cangallo und der Roque, eher wie eine Bombenexplosion.

Als er eine stabile Liegeposition gefunden hatte, umspannte der Amerikaner mit der Nichtschusshand den Gewehrkolben und presste ihn sich fest an die Schulter. Dann umfasste er das Griffstück, steckte den Zeigefinger durch den Abzugbügel und legte die Wange an die glatte Schäftung. Jetzt erst prüfte er die Sicht durch das Zielfernrohr. Dieses war schon justiert, dank eines mühseligen Trips von zweimal hundertfünfundsiebzig Meilen ins Tal des Río Azul, wo der Amerikaner am letzten Wochenende mehrere Wildziegen geschossen hatte. Doch selbst mit einem korrekt eingeschossenen Gewehr würde dieses Ziel sicher schwerer zu treffen sein als eine Ziege. Es herrschte einiger Verkehr auf der Roque

Saenz Pena und der Einmündung der Cangallo, vom Ablenkungseffekt der unberechenbaren Winde in diesem alten Seehafen mal ganz abgesehen.

Wie um die Problematik des Präzisionsschießens in einer urbanen Umgebung zu illustrieren, verspernte ihm ein *colectivo* – einer der roten Mercedes-Busse, die hier das öffentliche Verkehrsmittel waren – die Sicht, als er gerade übungshalber das Fadenkreuz auf den breitkrepfigen Hut eines alten *porteño* ausgerichtet hatte.

«Moloch müsste jetzt jeden Moment in Sicht kommen», sagte Sylvia laut, da der Amerikaner sich ebenfalls die Ohren verstopft hatte.

Der Amerikaner sagte nichts, da er sich bereits auf seinen Atemzyklus konzentrierte: Man hatte ihm beigebracht, normal auszuatmen und dann den Atem für einen Sekundenbruchteil anzuhalten, ehe er abdrückte. Er zweifelte nicht daran, dass Sylvia die Zielperson korrekt identifizieren würde, wenn sie in Sicht kam. Wie alle im Shin-Beth-Team hier in Buenos Aires kannte sie Molochs Gesicht fast so gut wie das von Eichmann. Und wenn der Amerikaner Bedenken hatte, dann deshalb, weil er, was die Feststellung der Trefferwirkung betraf, auf eine Person angewiesen war, die noch nie mit angesehen hatte, wie jemand kaltblütig erschossen wurde.

Wegen des Rückschlags konnte ein Gewehrschütze grundsätzlich nicht sehen, ob er seinen Mann getroffen hatte. Schon gar nicht jedoch, wenn die Zielperson über hundert Meter entfernt und noch dazu in einer Menschenmenge stand. Auf diese Entfernung brauchte der Schütze einen Beobachter, so wie ein Pitcher einen Schiedsrichter hinter der Homebase braucht, der Fehlwürfe und Fehlschläge ausruft. Die geringste Zimperlichkeit ihrerseits, und sie liefen Gefahr, die Gelegenheit zu einem zweiten Schuss zu verpassen. Tref-

fer festzustellen war leicht; Fehlschüsse – die auch dem besten Schützen unterlaufen konnten – auszumachen und zu beschreiben, wo die Kugel hingegangen war, das war der schwierigere Teil.

Der Amerikaner bildete sich nichts auf seine professionellen Fähigkeiten ein, er konstatierte lediglich, dass er ein hohes Honorar für seine Dienste fordern konnte. Es war keine Branche, in der man sich rühmen konnte, der Beste zu sein. Oder wo andere einen offiziell als den Besten rühmen konnten. Außerdem scheute er diese Art Renommee ebenso wie Großtuerei. In seinen Augen waren Diskretion und Zuverlässigkeit die Hauptgrundlagen seiner Art von Existenz, und je weniger Leute wussten, was er machte und wie gut er es machte, desto besser. Der wichtigste Teil des Jobs war, ungeschoren davonzukommen, und das erforderte jenes stille, unpräzise, unauffällige Vorgehen, dessen nur extrem zurückhaltende Menschen fähig waren. In all dem hielt er sich jedoch keineswegs für einen außergewöhnlichen Vertreter seines Berufszweigs. Er wusste, dort draußen waren noch andere Präzisionsschützen – Sarti, Nicoli, David, Nicoletti, um nur ein paar zu nennen –, aber außer den Namen wusste er kaum etwas über sie, was ihm sagte, dass sie ebenso bestrebt waren, sich im Hintergrund zu halten, wie er. Sein Name war Tom Jefferson.

Eines allerdings, das wusste er, war an seiner Situation außergewöhnlich: dass er verheiratet war und noch dazu mit einer Frau, die genau wusste, womit er seinen Lebensunterhalt verdiente. Die wusste, was er machte, und die es billigte.

Mary hatte Tom zum Lake Tahoe begleitet, wo der Kontrakt ausgehandelt werden sollte. So war es jedenfalls geplant; als sie endlich am Lake Tahoe waren, kam es ein wenig anders.

Sie flogen, auf Einladung eines gewissen Irving Davidson,

mit der Bonanza Air von Miami nach Reno und fuhren von dort mit dem Auto zur Cal-Neva Lodge an der Crystal Bay am Nordufer des Sees. Mary, chinesischstämmig, aber in der Karibik geboren, war noch nie am Lake Tahoe gewesen, hatte jedoch die Cal-Neva-Illustriertenanzeigen («ein himmlischer Ort in der Hochwüste») gesehen und gelesen, dass Teile der Urlaubsanlage Frank Sinatra und Peter Lawford gehörten und dass Marilyn Monroe dort ebenso häufig weilte wie Mitglieder des Kennedy-Clans. Mary, die die Kennedys ebenso interessierten wie die von ihr verehrte Monroe, brannte darauf, an einem so glamourösen Ort zu sein.

Und sie fand Gefallen an diesem Ort, sobald sie ihn sah. Oder besser, sobald sie Joe DiMaggio und Jimmy Durante im Indian Room einen Drink nehmen sah. Doch für Tom hatte dieses Cal-Neva etwas Unangenehmes. Eine bestimmte Atmosphäre. Etwas diffus Korruptes. Vielleicht, weil die Unternehmensphilosophie dieser Anlage zu lauten schien, dass man für Geld alles haben konnte. Oder aber es rührte daher, dass das Ganze von einem reichen Geschäftsmann aus San Francisco zu dem erklärten Zweck erbaut worden war, die kalifornischen Gesetze zu umgehen. Auf der Staatsgrenze zwischen Kalifornien und Nevada gelegen, bestand die Anlage aus einer zentralen, rustikalen Lodge mit einem gigantischen offenen Kamin, einer Reihe luxuriöser Chalets und einem Casino, das wegen des kalifornischen Glücksspielverbots auf der Nevada-Seite der Grenze lag. Die Grenze verlief mitten durch den Swimmingpool, was es den Pool-Benutzern gestattete, von einem Staat in den anderen zu schwimmen. Tom war froh, als sich herausstellte, dass er nur eine Nacht hier verbringen musste.

Schon bald nach ihrer Ankunft erwies sich nämlich, dass ihr Gast- und Toms potenzieller Auftraggeber nicht kommen konnte. Per Anruf in dem diskreten Chalet, wo sich

Tom und Mary gemeinsam in der großen Massagewanne entspannten, erläuterte Irving Davidson die Situation.

«Tom? Ich darf Sie doch Tom nennen? Ich fürchte, gewisse Geschäfte halten mich noch eine Weile hier in Las Vegas fest. Hören Sie, es tut mir sehr Leid, aber ich werde nicht zu Ihnen raufkommen können. Unter diesen Umständen, für die ich mich noch mal ausdrücklich bei Ihnen entschuldige, Tom, wollte ich Sie fragen, ob ich Ihre Zeit und Geduld vielleicht noch ein wenig weiter strapazieren könnte. Ob es Ihnen etwas ausmachen würde, herzukommen und mich und meine Geschäftspartner hier in Vegas zu treffen. Das sind etwa vierhundertfünfzig Meilen, immer den Highway 95 runter. Sie könnten gleich nach dem Frühstück losfahren und am späten Nachmittag hier sein. Es ist eine nette Fahrt. Vor allem, wenn man sie in einem netten Wagen macht. Da Sie aus Miami sind, Tom, wette ich, Sie fahren ein Cabrio. Habe ich recht?»

«Einen Chevy Bel Air», bestätigte Tom.

«Das ist ein netter Wagen», sagte Davidson. «Aber solange Sie in Nevada sind, steht Ihnen ein Dual-Ghia zur Verfügung, Tom. Das ist eine echte Schönheit von einem Wagen. Und der besondere Kick – er gehört Frank Sinatra. Wie klingt das? Und wenn Sie in Vegas sind, können Sie in Franks Suite hier im Sands übernachten. Ist alles geregelt. Was sagen Sie, Tom?»

Tom, der sich nie viel aus Sinatras Songs gemacht hatte, schwieg einen Moment. Er ahnte, dass die Suite für ihn allein gedacht war. «Und meine Frau?», fragte er.

«Die soll sich amüsieren, wo sie ist. Hören Sie, sie hat dort doch alles, was sie braucht. Eine Fahrt durch die Wüste, mit offenem Verdeck, das ist doch nichts für sie. Nichts für ihr Haar. Und ihren Teint. In der Lodge ist ein ziemlich guter Schönheitssalon. Ich habe ihr dort einen ganzen Vormit-

tag gebucht. Und ich habe veranlasst, dass sie Chips im Wert von fünfhundert Dollar für das Casino bekommt. Wenn sie sonst noch was braucht, soll sie einfach nur zum Telefon greifen, und Skinny arrangiert es für sie. Skinny D'Amato, Sie wissen doch, der Direktor? Er weiß, dass Sie und Mary ganz spezielle Gäste von mir sind. Ich glaube, morgen treffen auch ein paar prominente Gäste ein. Eddie Fisher und Dean Martin. Wenn sie möchte, kann ich dafür sorgen, dass Skinny sie mit denen bekannt macht. Also, was sagen Sie, Tom?»

«Okay, Mr. Davidson. Ist Ihre Party.»

Früh am nächsten Morgen ließ Tom eine bei der Vorstellung, Dean Martin kennen zu lernen, überaus aufgeregte Mary zurück und fuhr, wie ihm geheißen, Sinatras teures Cabrio nach Vegas. Unterwegs hörte er einen Country-Music-Sender, und als er ankam, hatte er das Gefühl, bestimmt ein Dutzend Mal Hank Locklin mit «Please Help Me I'm Falling» gehört zu haben. Tom bevorzugte Jim Reeves. Nicht nur wegen dessen neuester Platte «He'll Have to Go», sondern auch, weil er sich manchmal einbildete, wie eine jüngere, schlankere Ausgabe des Sängers auszusehen.

Es war etwa fünf Uhr, als er vom Highway 95 auf den Las Vegas Boulevard abbog und den Strip vor sich sah – ein Bild, bei dem jedem Illustrierten-Bildredakteur warm ums Herz geworden wäre. Er meldete sich an der Rezeption des Sands und ging dann hinauf in eine Suite, so groß wie der Fuller-Dome. Auf dem Resopal-Nierentisch erwarteten ihn ein gigantischer Obstkorb, eine Flasche Bourbon und eine Karte mit der Einladung, sich um zehn auf einen Drink in Davidsons Suite einzufinden. Also legte er sich aufs Bett und döste ein wenig, nahm dann ein Bad, aß eine Banane, zog sich ein frisches Hemd an und spazierte eine Weile auf dem Strip herum.